



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-γ-: Flottenfragen und Weltpolitik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Flottenfragen und Weltpolitik



in großer Teil der englischen Presse hat auch den Besuch des Königs Eduard in Cronberg und den des Finanzministers Lloyd George in Berlin als Anlaß benutzt, die Frage der Beschränkungen des Flottenbaus der einzelnen Großmächte wieder in Anregung zu bringen. Natürlich ist dabei von Japan, Frankreich, Rußland und den Vereinigten Staaten niemals die Rede, sondern man spricht bloß von Deutschland, dessen im Ausbau begriffne Flotte immer als eine Drohung gegen England hingestellt wird. Trotz der mehrfachen Überlegenheit der britischen Seestreitmacht, für die im Ernst die deutschen Geschwader — auch nach ihrer Vollendung im Jahre 1917 — kein Gegenstand des Schreckens sein können, trotz aller deutschen offiziellen Versicherungen, trotz der schon vier Jahrzehnte lang bewiesnen Friedenspolitik des Deutschen Reichs kehrt jene Behauptung in der englischen Presse immer wieder, sogar die Regierungskreise weisen stets auf Deutschland hin, wenn sie ihrer liberalen Mehrheit die als notwendig erachteten Forderungen für die Flotte und die Küstenbefestigungen annehmbar machen wollen. Man erinnert sich noch der etwas theatralisch angelegten Abrüstungsaffäre Campbell-Bannermans auf der vorjährigen Friedenskonferenz im Haag, wobei auch Deutschland, das sich gegen die Abrüstung entschieden erklärt hatte, als Waumau im Hintergrunde gezeigt wurde. Der Zweck der damaligen Übung liegt ja längst klar zutage. Um dem liberalen Standpunkte der jetzt herrschenden Partei zu schmeicheln, wurde der aussichtslose Abrüstungsantrag gestellt und zugleich demonstrativ der Bau eines großen Kriegsschiffs aufgegeben. So strammes Eintreten für die liberalen Grundsätze mußte die ganze Partei mit Begeisterung für das Kabinett erfüllen, und der Dank dafür ist auch nicht ausgeblieben. Denn als das Abrüstungsspiel zu Ende war, wurde das gestrichne Schiff mit großer Mehrheit bewilligt, was vorher wohl kaum geschehn wäre. Die waschechtesten und friedensfreundlichsten Liberalen

fühlten sich von der Wahrheit des Schillerschen Wortes durchdrungen: Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Der böse Nachbar sollte eben Deutschland sein, früher war es Frankreich.

Man wundert sich in Deutschland darüber, daß eine so auffällig irrtümliche Ansicht in England überhandnehmen konnte und gar nicht auszurotten ist. Aber solche Anfälle von politischer Hysterie kommen nicht bloß in England vor; spukt nicht in Deutschland auch seit einigen Jahren in der Mehrzahl der Blätter die Fabel von der sogenannten „Einkreisungspolitik“? Dergleichen zeugt von einem wenig sichern Nationalgefühl, von Mißtrauen in die eigne nationale Kraft und wird auch im Auslande dahin ausgelegt. Wir glauben nicht, daß die immer wieder zur Schau getragene Furcht vor Deutschland dem Ansehen Englands nützlich ist. Um aber noch ein Wort über die Einkreisungspolitik zu sagen, so möchten wir die Frage aufwerfen, ob sich die Bangemacher jemals eine klare Vorstellung vom Wesen des Dreibunds, oder wenn wir selbst noch Italien außer Spiel lassen wollen, von dem des Bündnisses zwischen Deutschland und Oesterreich gemacht haben? Jede dieser beiden Mächte ist davon überzeugt, daß die eine für die andre eintreten muß, denn sobald eine zuläßt oder gar dabei mitwirkt, daß die andre niedergeworfen wird, dann kommt sie an die Reihe. Auf diesem einfachen Zusammenhange beruht das Bündnis der beiden Kaiserstaaten, von dem sie gar nicht lassen können, solange überhaupt noch politische Begehrlichkeiten in Europa eine Rolle spielen, von denen hier nur die immer noch nicht ausgerottete Revanchelust der Franzosen erwähnt zu werden braucht. Gegen die Macht des durchaus natürlichen Bündnisses der beiden mitteleuropäischen Reiche, die im Ernstfalle ohne übermäßige Anstrengung achtzig wohl ausgerüstete Armeekorps mit allen Offizieren und Unteroffizieren aufstellen könnten, ist eine Einkreisungspolitik weder gegen das eine noch gegen das andre Kaiserreich möglich. Am allerwenigsten in der Gegenwart, wo Frankreich wegen der Abnahme des jüngern Nachwuchses seine Armee verringern muß, und Rußland noch Jahre zu tun haben wird, bis es sein Heer wieder reorganisiert hat. Auch der Hinweis auf die in frühern Jahrhunderten von England betriebne Politik, die Feindschaften der Festlandmächte zu schüren und sie gegeneinander zu unterstützen, um inzwischen seine Seeherrschaft auszudehnen, ist nicht mehr angebracht, denn das britische Weltreich hat bei der heutigen politischen Lage ganz andre Sorgen, als europäische Mächte gegeneinander zu hegen und sich unversöhnte Feinde im Rücken zu schaffen.

Wenn in England unter diesen Umständen trotzdem bei allen schicklichen und unpassenden Gelegenheiten die angebliche deutsche Gefahr immer wieder in der öffentlichen Erörterung erscheint — wenn sie auch hinterher durch offiziöse Beschwichtigungen stets in Abrede gestellt zu werden pflegt, so muß doch in der englischen Volksseele eine Reihe von Erfahrungen, Befürchtungen und Einblicken in gewisse Mängel einen Zustand geschaffen haben, der sie bei

jeder Gelegenheit dafür empfänglich erhält. Der politische Sinn ist in allen englischen in Betracht kommenden Kreisen hoch entwickelt und übertrifft in der Regel den anderer Völker, dennoch ist aber nicht gerade anzunehmen, daß alle eine klare Einsicht in die Wirklichkeiten der politischen Weltlage haben. Es herrscht nur das bestimmte Gefühl einer gewissen Gefährdung der britischen Stellung, und dieses sucht sich einen Gegenstand, gegen den es sich wenden möchte. Dieser Gegenstand ist gegenwärtig Deutschland mit seiner Absicht, sich auch eine seinen Seeinteressen entsprechende Flotte zu schaffen, wogegen ernstlich gar nichts eingewandt werden kann. Weil dem so ist, läßt auch die Anfeindung Deutschlands jeweilig nach, tritt aber beim nächsten Anlaß von neuem wieder hervor. Wollte man auf allen Seiten, die in solchen Fragen von Einfluß sind, der Bewegung ernstlich Halt gebieten, so brauchte man nur dem zugrunde liegenden Irrtum entschieden durch Aufklärung entgegenzuwirken. Vorderhand haben aber verschiedene Kreise ein Interesse daran, daß das Feuer im Glimmen erhalten wird, wenn man auch Sorge trägt, daß es nicht in hellen Flammen aufschlägt. Der Regierung ist es gar nicht unwillkommen, daß infolge davon eine gewisse Wärme für die Flottenerneuerung besteht, was ihr gegenüber den bekannten, in der langjährigen Oppositionsstellung eifrig genährten friedensfreundlichen Ideen nur erwünscht sein kann. Die Parteien wieder brauchen diese Stimmung für ihre Herrschaftszwecke. Als die Unionisten ihre Stellung in der Volksmeinung wanken sahn, erfanden sie die deutsche Flottengefahr und suchten sie gegen die friedensfreundlichen Liberalen zu verwerthen, was sie auch jetzt fortsetzen. Die an die Regierung gelangten Liberalen können aber auch dieses Reizmittels bei den bekannten Neigungen eines großen Theils ihrer Anhänger nicht gut entbehren.

Die Weltlage drängt das britische Reich zur Fortsetzung seiner bisherigen Flottenpolitik, und die Imperialisten in den beiden großen Parteilagern stimmen in diesem Punkte auch vollkommen überein. Wenn sich England früher unter der unionistischen Regierung besonders wegen der geringen Sympathie des Auslands für den Krieg gegen die Buren darin gefiel, eine Europa abgewandte Politik zu führen, sich seiner splendid isolation zu erfreuen und sich gern in einen gewissen Gegensatz zur Haltung der Festlandsmächte zu stellen, was ja am auffälligsten in dem befremdenden Bündnisse mit Japan zutage trat, hat es jetzt alle Ursache, sich mit den europäischen Mächten gut zu stellen, um für alle Fälle den Rücken frei zu haben. Japan hat seinerzeit mit englischer Zustimmung China besiegt und mit moralischer und finanzieller Unterstützung Englands den Entscheidungskampf mit Rußland siegreich bestanden. Die Seeschlacht von Tsushima hatte aber für den Großen Ozean eine ähnliche Bedeutung wie die Schlacht von Königgrätz für Mitteleuropa. Die Analogie springt noch deutlicher in die Augen durch die beiden Ereignissen folgende Überraschung der Nichtbeteiligten. Die Entscheidungskraft der Schlacht von Königgrätz hatte alle Berechnungen Napoleons des Dritten über den Haufen geworfen, der japanische

Erfolg von Tsushima ging weit über alle Erwartungen der Engländer hinaus. Die japanische Flotte ist nicht allein nahezu unversehrt aus den Seekämpfen hervorgegangen, sondern sie hat sich auch noch um die neusten und besten russischen Schiffe verstärkt. Die Japaner haben nicht weniger als sechs russische Linienschiffe, zwei Küstenpanzer und drei gepanzerte größere Kreuzer wiederhergestellt und in Dienst genommen. Dieser Zuwachs von elf großen modernen Schiffen hat die japanische Marine auf einmal zu einer Bedeutung erhoben, die berechnete Aufmerksamkeit in den Vereinigten Staaten und in England erregt hat. Nun hält ja trotzdem die japanische Seestreitmacht gegenüber der englischen Flotte an sich kaum einen Vergleich aus, aber das gilt nur im allgemeinen und nicht für die Verhältnisse im fernen Ostasien, wo Japan den natürlichen Sitz seiner Hilfskräfte hat, während es England große Opfer kostet, wenn es dort seine Übermacht zur Geltung bringen will. Niemand kann leugnen, daß sich in Ostasien eine große Machtverschiebung vollzogen hat.

Ganz Europa und die Vereinigten Staaten, also überhaupt die Gebiete mit europäischer Gesittung, empfinden die Wirkung davon. Schon der Burenkrieg, als ein lange Zeit hindurch unentschiedener Kampf Weißer gegen Weiße, hatte in der schwarzen und der gelben Welt großes Aufsehen erregt, die japanischen Siege haben in den Asiaten die Meinung erweckt, daß die Europäer nicht unbesiegbar sind, und in Indien haben sie geradezu im Sinne einer asiatischen Renaissance gewirkt. Der russisch-japanische Krieg, von dem gewisse Leute in Downingstreet seinerzeit gehofft hatten, er werde durch die Befreiung vom russischen Alp die britische Herrschaft in Indien sichern, hat eher das Gegenteil bewirkt. Man hat erst hinterher erkannt, daß gerade die Furcht vor den Russen den Hindus den englischen Herrn erträglich erscheinen ließ. Jetzt gilt der siegreiche Japaner den Hindus als der zukünftige Befreier von der weißen Herrschaft. Unter diesen Umständen werden sich die englischen Politiker hüten, japanische Hilfe in einem Kampfe in oder gar um Indien anzurufen, aber damit hat auch das Bündnis mit Japan, das ohnehin von den Engländern selbst in sicherm Instinkt mit wenig Sympathie aufgenommen worden war, seinen Zweck verfehlt. Für England liegen nun seit der neuen Wendung in Ostasien die Dinge so, daß in Zukunft an Stelle eines unterstützungsbedürftigen und zu Gegenleistungen bereiten Verbündeten eine über alle Erwartung emporgediehene Seemacht an dem für die englischen Machtmittel am entferntesten liegenden Winkel des Großen Ozeans getreten ist und allen mit dem Einfluß der Europäer unzufriedenen Asiaten als Vormacht erscheint. Daraus ergibt sich zweierlei: erstens, daß die Interessen aller Länder mit europäischer Gesittung in Ostasien solidarisch sind, und zum zweiten, daß England dort am meisten für die Zukunft besorgt sein muß, weil es am meisten zu verlieren hat. Mit verständnisvoller Zurückhaltung spricht man in England davon freilich nicht, man erwähnt Japan bei der Flottenfrage mit keiner Silbe, und es wird das Bündnis mit ihm aufrecht erhalten, solange es

geht, aber man richtet stillschweigend Singapore zu einem großen Flottenstützpunkt her. Bei uns würde man einen großen Zeitungslärm gegen Bülow, den Kaiser und wer weiß gegen wen sonst noch erheben, weil sie Japan hätten zu groß werden lassen, in England sucht man gerade die Aufmerksamkeit davon abzulenken, hat gar nichts dagegen, daß die minder urteilsfähigen einstweilen mit der vermeintlichen Furcht vor Deutschland beschäftigt werden, dem man gar nichts tun will, und von dem man auch nichts zu befürchten hat, aber man sieht sich für die Zukunft vor.

England sieht seine Machtstellung in Ostasien durch Japan schon mehr gefährdet als durch Rußland, mit dem es darum unter geschickter Benutzung der Zeitverhältnisse ein Abkommen getroffen hat. Die Gefflissentlichkeit, mit der die immer patriotisch klug handelnde englische Presse diese Auffassung in Abrede stellt oder totschweigt, spricht eher für die Richtigkeit. Zu welchem Zwecke sonst ließe denn England die Dreadnoughts und riesigen Kreuzer in fieberhafter Eile bauen, wenn nicht für die in Zukunft möglichen Entscheidungskämpfe im Großen Ozean? Gegen das verbündete Frankreich und gegen Deutschland, das immer vorgeschützt wird, braucht das britische Reich diese beschleunigte Erneuerung und Erweiterung seiner Flotte nicht, denn es ist beiden zur See überlegen und hat bei der heutigen Stimmung einen gemeinsamen Angriff von ihnen gar nicht zu fürchten. Mit den Vereinigten Staaten besteht keine Streitfrage und wird auch auf lange Zeit hinaus keine bestehn. Die englischen Flottenbauten können sich bloß gegen den bisherigen guten Freund in Ostasien richten, der unter Umständen leicht zum Feinde werden kann und so schwer zu erreichen ist. Nur eine stark überlegene Seemacht bietet die Gewähr dafür, daß diese Wendung nicht eintritt, und das wird um so sichrer erreicht, je früher die britische Flotte aus lauter Schiffen erster Klasse besteht, bei denen in den modernen Seeschlachten die Entscheidung ruht. In dem seefundigen England begreift jedermann den Ernst der neuen Lage, denn Briten sind sie doch alle, einerlei ob sie sich Tories oder Whigs, konservativ oder liberal nennen. Auf der Herrschaft zur See bestehn sie alle, und wer sie darin beeinträchtigt, ist ihr Feind, wenn sie ihn auch aus Klugheit nicht immer offen dafür erklären. Früher stellte man sich dabei auf den „Zweimächte-Standard“, nach dem die englische Flotte so stark erhalten werden müsse, daß sie zwei Mächten (Frankreich und Rußland) mindestens gewachsen sei. Setzt ist Rußland auf längere Zeit als Flottenmacht ausgeschieden, und die französische Flotte fällt nach ihrer dermaligen Verfassung kaum ins Gewicht. Aber im Großen Ozean haben sich zwei Mächte aufgetan, die wenigstens die Teilnahme am „Kommando zur See“, wie Lord Tweedmouth am 17. April 1907 die Suprematie Englands auf den Meeren nannte, beanspruchen. Japan ist durch das Bündnis vorläufig an die Hand genommen worden, aber die Union hat auch plötzlich die Anwandlung bekommen, durch die demonstrative Fahrt einer starken Flotte im Großen Ozean zu bekunden, daß sie die Rechte

ihrer Westküste geltend zu machen gedenkt. Für die Stärkung des Ansehens der Weißen in Ostasien ist diese Demonstration unstreitig günstig gewesen.

In England ist aber das Auftreten der nordamerikanischen Geschwader mit großem Unbehagen empfunden worden, denn der neue Zweimächtestandard fordert größere Opfer als der frühere. Frankreich und Rußland hatte man gewissermaßen vor der Tür mit sicherer Rückendeckung, aber der Große Ozean ist so verwünscht entlegen vom britischen Kräftezentrum. Will England seine machtabietende Stellung zur See behaupten, so bleibt ihm nichts übrig, als große Aufwendungen für seine Flotte zu machen. Es hat seit Jahrhunderten, begünstigt durch seine insulare Lage, seine Verteidigung ausschließlich auf die Flotte gegründet, die zugleich die Grundlage seiner Seeherrschaft geworden ist, für die aber die Heimat als Hinterland bedenklich klein zu werden beginnt. Es kann nun auch fernerhin die modernsten und kriegsfähigsten Fahrzeuge bauen, aber einer ausgedehnten Vergrößerung seiner Flotte stehn vorläufig unüberwindliche Hindernisse entgegen. Durch das Werbesystem können dafür keine genügenden Mannschaften beschafft werden. Die heutige Besatzung der einzelnen englischen Kriegsschiffe steht ohnehin beispielsweise gegenüber gleichwertigen deutschen um reichlich ein Viertel zurück, die neuesten größern Schiffe fordern aber eine noch stärkere Besatzung als die bisherigen. Wie man dann mit der jetzigen Mannschaftsstärke auch im Ernstfalle auskommen will, ist eine schwierige Frage. Der gesamte Mannschaftsstand ist für das laufende Jahr auf 128 000, die Zahl der Reserve auf 57 366 festgesetzt, die Rekrutierung durch Anwerbung hat den Anforderungen entsprochen. Es muß aber dabei dem Nichtengländer auffallen, daß England für seine Hochseeflotte, die einen Verdrang von 1 587 850 Tonnen hat, nur 128 000 Mannschaften aktiv hat, während der Mannschaftsstand Deutschlands für 474 835 Tonnen über 45 000, der Frankreichs für 514 497 Tonnen 41 300 und der Japans für 343 900 Tonnen 36 367 beträgt. Im Ernstfalle würde sich das Verhältnis für England noch ungünstiger stellen, da in den zum Vergleiche herangezogenen Staaten vermöge der allgemeinen Wehrpflicht die Reserven, wenn man auch bloß bis zum dreißigsten Lebensjahr rechnet, die englische Reservemannschaft an Zahl übertreffen. Außerdem können namentlich Deutschland und Japan bei jeder künftigen Erweiterung oder Vermehrung der Flotte die nötige Mannschaft durch Rekrutierung beschaffen, während England auf die immer schwieriger werdende Anwerbung angewiesen ist.

Wenn vor wenigen Jahrzehnten noch die *Tingoes* mit Stolz sangen: *We hav' got the ship, we hav' got the men, we hav' got the money too!* so dürfte das für die nächste Zukunft nicht mehr ganz richtig sein. Schiffe und Geld werden wohl immer zu beschaffen sein, aber die Mannschaften werden und müssen fehlen, solange sich England nicht zu entschließen vermag, das in andern Staaten übliche Verfahren der Rekrutierung einzuführen. Der Mißstand ist übrigens nicht von neuester Zeit, schon seit mehr als zwanzig

Fahren kennt man ihn im In- und Auslande. Unter den heutigen Verhältnissen hat darum Großbritannien nur noch die Möglichkeit, durch den beschleunigten Bau großer modernster Schiffe zur See einstweilen an der Spitze zu bleiben. Auf die Dauer wird das aber auch nicht mehr möglich sein, weil andre Seemächte ungehindert durch Mannschaftsmangel mit dem Ausbau ihrer Flotten fortfahren werden. Es wird jedoch unter diesen Umständen verständlich, daß England jetzt, nachdem es seine Flotte auf die unter den gegebenen Verhältnissen höchste Leistungsfähigkeit gebracht hat, in verschiedenen Formen und Wendungen für eine Abrüstung zur See arbeitet, wodurch die britische Überlegenheit zur See freilich für alle Zeiten gewährleistet bliebe. Es sei hier übrigens nochmals betont, daß die gegenwärtigen britischen Sorgen um das „Kommando zur See“ nicht aus der europäischen Lage entspringen, da sich die Bestrebungen Deutschlands, eine seinen Seeinteressen entsprechende Flotte zu schaffen, durch das Ausscheiden der russischen Flotte und den Verzicht Frankreichs, nächst England am stärksten zur See zu sein, mehr als ausgeglichen werden. An der heutigen Lage trägt England durch sein Bündnis mit Japan selbst die Schuld.

Die Verschiebung der Weltmachtverhältnisse beraubt aber auch die britischen Inseln im Falle eines großen Krieges jener vollständigen Sicherheit vor feindlichen Angriffen, deren sie sich bisher zu erfreuen hatten. Wenn, wie im Burenkriege, der größte Teil der englischen Flotte auswärts und mit der Sicherung der Truppenbeförderung nach Indien usw. beschäftigt wäre, könnte wohl eine europäische Macht den erfolgreichen Versuch machen, eine Landung in England zu unternehmen. Daß das nicht unmöglich ist, hat Wilhelm der Dritte von Oranien schon 1688 bewiesen. Napoleon der Erste ist zweimal bloß durch anderweitige Verwicklungen davon abgehalten worden, den Versuch zu wiederholen, und solange Frankreich und England Erbfeinde waren, ist der Gedanke einer französischen Landung an der britischen Küste in beiden Ländern niemals aus dem Auge gelassen worden. Ende der neunziger Jahre lagen sogar zwei ausgearbeitete französische Pläne dafür vor, von denen einer von dem ehemaligen Kriegsminister Mercier stammte. Unter den heutigen Verhältnissen könnte nur Deutschland für ein solches Unternehmen in Frage kommen, und wie wir wissen, spukt der Gedanke daran in vielen britischen Köpfen und scheint den eigentlichen Anlaß zu bieten, das Deutsche Reich als „den Feind“ hinzustellen. Es ist freilich schwer einzusehen, welche Gründe jemals die deutsche Politik veranlassen sollten, gegen England einen solchen Schlag zu führen; schon mit Rücksicht auf die europäischen Weltinteressen würde er selbst dann unterbleiben, wenn Deutschland „ein Faschoda“ zu rächen hätte. Vom Kaiser Wilhelm stammt die ernste Mahnung an die Staaten Europas, in Ostasien zusammenzuhalten, lange bevor noch England das verhängnisvolle Bündnis mit Japan abschloß. Heute tritt dieselbe Mahnung aus Veranlassung der umgestalteten Weltlage abermals an die europäischen

Mächte heran. Die Erfahrungen nach der Niederlage Rußlands sprechen deutlich genug. Einer, dem die neue Lage vollkommen klar ist, scheint König Eduard zu sein. Er hat sich redlich bemüht, sein Land aus der Vereinzlungspolitik loszulösen und ihm Freunde in Europa zu erwerben. Man braucht sich in Deutschland dabei nicht dadurch beirren zu lassen, daß seine ersten Schritte dafür den Anschein erwecken konnten, als sollte Deutschland eingekreist werden. Einem geeinten Europa gegenüber, dem sich im wohlverstandnen eignen Interesse auch die Vereinigten Staaten anschließen dürften, würden sich gewisse noch in der Entwicklung begriffne asiatische Strömungen große Zurückhaltung auferlegen müssen.

Die würde aber auch dem britischen Selbstgefühl nötig sein, das andre Flotten neben sich dulden müßte. Das wird sich aber in keinem Falle vermeiden lassen, da England zur rechten Zeit versäumt hat, zur allgemeinen Wehrpflicht überzugehen, und es wird ihm nicht zum Vorteil gereichen, wenn es fortfährt, auch die Landesverteidigung kaufmännisch zu betreiben. Man braucht den Engländern keinen großen Vorwurf deswegen zu machen, denn gerade die Deutschen wissen aus ihrer Geschichte, daß die Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht den Einigungsbestrebungen unter der Vormacht Preußens größere Hindernisse bereitet hat als die partikularistischen Strömungen. Bisher haben nur schwere Niederlagen die allgemeine Wehrpflicht gebracht; das gilt für Preußen von 1806, für das übrige Deutschland und Österreich von 1866, für Frankreich von 1870. Es wäre im europäischen Interesse zu wünschen, daß England ohne so trübe Erfahrungen, die ihm seine insulare Lage erspart haben, zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht schritte, wie ihm seine bewährtesten militärischen Führer längst raten. Es käme damit auf einmal aus allen seinen Verteidigungsnöten heraus. Nicht nur für alle nötigen Erweiterungen der Flotte würden die vorzüglichsten Mannschaften in Fülle vorhanden sein, sondern man könnte auch alle leistungsfähigen Reserveschiffe ausreichend bemannen, außerdem würden noch so zahlreiche Mannschaften für eine Landarmee übrig bleiben, daß sie schon nach wenigen Jahren ausreichen würde, auch dem kühnsten Gegner jeden Landungsversuch zu verleiden. Der Eindruck davon würde sicher auch auf das entfernte Indien beruhigend wirken, und die ganze Einrichtung würde schwerlich teurer kommen als das jezige ungenügende Wehrsystem. Deutschland liegt nicht auf einer Insel, es hat Hunderte von Meilen ungeschützter Grenzen, hinter denen Völker wohnen, die alle schon zuzeiten seine Feinde waren. Es hat auch seine Bangemacher, aber die haben lezthm mit ihren Einkreisungsideen nur in den Kreisen jener Politikaster Eindruck gemacht, die überhaupt alles besser wissen als jede Regierung, oder die sogar wissen, was Bismarck getan haben würde. Die eigentliche Masse der Bevölkerung ist absolut ruhig geblieben und hat nicht die geringste Furcht vor feindlichen Einfällen gehabt. Denn sie wissen alle: dagegen gibts ein Zauberwort, das der Kaiser spricht: Heute ist der erste Mobilisierungstag! Daraufhin

stehn in wenigen Tagen und Wochen zwei Millionen kriegsgeübte Männer, Linie, Reserve und Landwehr, wohlgeordnet im Armeekorps mit allen Offizieren und Unteroffizieren vollständig kriegsmäßig ausgerüstet bereit, des Einfalls gewärtig, und selbst der älteste Kriegsdampfer, der noch zu irgendeinem Zweck brauchbar ist, findet ausreichende Besatzung. Dieses Volk in Waffen wird niemand angreifen; das weiß man in Deutschland, und darum bleibt man ruhig. Dieselbe „kanonische Ruhe“ könnte sich England noch leichter verschaffen und dabei doch, dank seiner insularen Lage, die Hauptkraft zum Schutz seiner Seeinteressen auf die Flotte verwenden, deren heutiges Übergewicht damit dauernd gesichert würde.

-v-



Das Emporkommen Bonapartes

Von Gottlob Egelhaaf



ir haben im Jahrgang 1903 der Grenzboten Band II den ersten Band des Werkes des Grafen Albert Vandal l'Avènement de Bonaparte besprochen, der die Geschichte des Staatsstreichs vom 18. Brumaire enthielt; es sei uns heute gestattet, über den 1907 erschienenen zweiten Band kurz zu berichten.

Im allgemeinen gilt von ihm dasselbe, was vom ersten Bande gesagt werden konnte: er ist ein Meisterwerk der Geschichtschreibung nach Form und Inhalt, klar, fesselnd, anschaulich, und er ist aus einem tiefen, weithin verzweigten Studium der gedruckten wie der ungedruckten Quellen erwachsen.

Als sich Bonaparte am 25. Dezember 1799 unter Vorwegnahme des noch nicht abgeschlossenen ganzen Ergebnisses der Volksabstimmung zum ersten Consul proklamierte, zählte er dreißig Jahre und vier Monate. Seine durchfurchten Züge und sein verfallener Gesichtsausdruck gaben keine Andeutung seines Alters. Seine nicht ganz mittelgroße Gestalt bog sich ein wenig; sein Leib war von der äußersten Magerkeit. Er hatte ein langes Gesicht, eine weite Stirn unter buschigen Haaren, hohle Schläfe, außerordentliche Augen, wunderbar unter der Wölbung der Brauen gelagert, voll von Gedanken und Blitzen, einen schön gezeichneten Mund, eingefallne Wangen und ein dünnes Kinn. Wenn er bezaubern und gewinnen wollte, so erhellte ein Lächeln von einzigartiger Anmut sein strenges Gesicht. Seine bald gelbe, bald graue Gesichtsfarbe mißfiel den Leuten sehr. Sein Wort war bilderreich und ungekünstelt, überquellend an eigenartigen Einfällen und an Ausdrücken, die den Stempel des Heroischen trugen. Man sah ihn öfter stehn oder gehn als sitzen. Er hatte ein lebendiges, bewegtes Gebärdenpiel, das manchmal etwas Stofartiges hatte; oft hob sich seine rechte Schulter durch eine unfreiwillige Bewegung, ein Zeichen seiner Erregtheit. Er sorgte für seine Person, zeigte aber in

Grenzboten IV 1908

2